

Bestellungen auf den
Christenboten nehmen
entgegen die evang.
Pfarrämter in Blu-
menau, São Bento,
Badenfurt, Brusque,
Desterro, Hammonia,
Itoupava, Timbó u.
Santa Izabella.

Der Christenbote

Monatsblatt

Der Christenbote er-
scheint Anfang jeden
Monats und kostet
jährlich 18000.

Der Bezugspreis ist
an die betreffenden
Pfarrämter zu
entrichten.

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Sta. Catharina.

Herausgegeben von der evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina.

4. Jahrgang.

Blumenau, im August 1911.

Nr. 8.

„Und auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priestertum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesus Christus.“

1. Petri 2. v. 5.

Der 6. August 1911 ist ein Markstein in der Geschichte der evangelischen Kirche im Staate Santa Catharina. Der deutsche evangelische Gemeindeverband tritt ins Leben. 10 Pfarrgemeinden mit einer großen Anzahl von Nebengemeinden haben sich zu einem Verband zusammengeschlossen. Aus den 4 Pfarrgemeinden, die Santa Catharina vor 50 Jahren zählte, sind heute 20 geworden. 8 davon sind evangelisch-lutherisch, 12 evangelisch. Um die evangelischen Gemeinden handelt es sich hier. Es hat viel Mühe und Arbeit gekostet, die Gemeinden von der Notwendigkeit eines Zusammenschlusses zu überzeugen. Die Zukunft wird noch oft Hemmungen und Hindernisse bringen, die an dem Bestand des Verbandes rütteln werden. Aber heute wollen wir nicht sorgen und zagen, sondern heute wollen wir uns des Erreichten freuen. Heute danken wir Gott, dem Senker und Leiter unserer Gemeinden, daß wir den Grundstein zum „geistlichen Hause“ legen können. Denn alles, was unsere Gemeinden an äußerer und innerer Arbeit im Verband leisten wollen, das kann und darf doch nur dazu dienen, das Reich Gottes auf Erden — oder mit den Worten des Petrus — das geistliche Haus zu bauen. Jede einzelne Seele, jede einzelne Gemeinde soll ein „lebendiger“ Stein sein, aus dem dies Haus zusammengefügt wird. Wir sagen: „soll“; denn wir sind uns wohl bewußt, wie viel, wie unendlich viel daran fehlt, daß wir uns „lebendige Steine“ nennen dürfen. Hier ist der Kirchenbesuch schwach, dort herrscht der Mammonegeist; hier sind Verleumdung und Verdächtigung an der Tagesordnung, dort zeigt sich die Unsitlichkeit in großem Umfang; hier ertönen rauschende Vergnügen jedes ernstere Denken und Streben, dort tritt das Ueberborteilen in nacktester Gestalt in Erscheinung; hier macht sich Schwachheit, Lauheit und Gleichgültigkeit in kirchlichen und christlichen Fragen erschreckend breit, dort führen innerlich verderbte Menschen mit hohlen Phrasen das große Wort, und das Volk läßt sich urteilslos und blind führen. Das sind die Schattenseiten im Leben unserer Gemeinden. Nicht wahr, wir sind noch weit entfernt davon, „lebendige Steine“ zu sein, weit entfernt davon, „geistliche, Gott angenehme Opfer zu opfern“, noch weit entfernt davon, „heilige Priester“ in unserem Haus, in unserer Familie zu sein. Wie können wir dies alles erreichen? Die Antwort lautet klar und kurz: Durch Jesus Christus. Daß Jesus Christus, unser Herr und Heiland, unser Meister in unseren Gemeinden mehr als bisher lebendig werde, daß er unsere Herzen regiere und führe, daß er uns treibe zu „Opfern, die Gott angenehm sind“, daß er in uns wirke Früchte, die da bleiben, daß durch ihn Liebe, Gerechtigkeit, Friede, Ordnung und Zucht mehr als bisher in unseren Gemeinden herrschen, dazu soll der neue Gemeindeverband, soviel in seinen Kräften steht, einen Teil beitragen.

Gott der Herr schenke dem Gemeindeverband allezeit Männer, die von Vorurteilen und Tagesmeinungen unbeirrt den rechten Weg gehen, und Gemeinden, die „lebendige Steine“ sind im herrlichen Bau des Reiches Gottes.

Aus unsern Gemeinden.

Pedreira. Herr Pfarrer Bollack hat Anfang Juli seine Gemeinde verlassen und am 8. Juli mit dem Dampfer „Bonn“

die Heimreise nach Deutschland angetreten. Da die Gemeinde Pedreira von 85 Mitgliedern auf 23 zurückgegangen ist und die Erhaltung des Pfarramts zu große Opfer gekostet hätte, so ist von einer Neubesetzung der Pfarre abgesehen worden. Die Gemeinde hat sich der am Orte bestehenden evangelisch-lutherischen Gemeinde angeschlossen.

Evangelische Pastoral-Konferenz von S. Catharina.

Die diesjährige ordentliche Tagung der Evangelischen Pastoral-Konferenz von Santa Catharina wird am Sonnabend, dem 5. August, in Blumenau stattfinden. Sie wird eröffnet durch die Feier des heiligen Abendmahls in der Kirche zu Blumenau. Aus der reichhaltigen Tagesordnung erwähnen wir das wissenschaftliche Referat P. Bürgers—Pommerode über das Thema: „Das Christentum und die absolute Religion des Geisteslebens“ in H. Guckes Buch: „Der Wahrheitsgehalt der Religion.“ Den Vortrag aus der praktischen Arbeit hält P. Radlach—Badenfurt über: „Die allgemeinen und kirchlichen Zustände unserer Gemeinden, insbesondere der religiöse Bildungsgrad unserer Hörer und unserer Predigt.“ Außerdem wird P. Bornfleth über die Verteilung des Stoffplanes im Religionsunterricht nach dem in S. Catharina eingeführten Leidsoden von Armstroph sprechen. Sodann wird über einen geordneten Vertrieb der Bibel, des Evangelischen Hausbuches für Deutsche im Ausland, von Erbauungsbüchern usw. beraten werden.

Deutscher evangelischer Gemeindeverband für S. Catharina. Am Sonntag, dem 6. August d. J., wird der deutsche evangelische Gemeinde-Verband für Santa Catharina in der Heiligen Geist-Kirche zu Blumenau ins Leben treten. Als Hauptpunkte werden auf dieser ersten Tagung behandelt werden: 1) Die endgültige Fassung der von den Gemeinden bereits angenommenen Satzungen; 2) die Festsetzung der auf die einzelnen Gemeinden entfallenden Beiträge für die Jahre 1911—1913; 3) die Wahl des Verbandsvorstandes; 4) ein Vortrag P. Gabler's—Itoupava über das Thema: Was fordert die Innere Mission von unserem Gemeindeverband?

Die Tagung wird geschlossen werden durch einen Abendgottesdienst in der elektrisch erleuchteten Kirche in Blumenau; P. Hobus—Brusque wird die Predigt halten.

Möchte Gott die Tagungen der Pastoral-Konferenz und des Gemeindeverbandes reichlich segnen zum Nutzen der deutschen evangelischen Kirche in unserem Staat Santa Catharina.

Pommerode. Herr Wilhelm Ziehlendorff, der über 20 Jahre in aufopfernder Treue und Hingebung unserer Gemeinde als Vorsitzender des Vorstandes gedient hat, hat sein Amt niedergelegt; an seine Stelle wurde Herr Wilhelm Gühnacker gewählt und am 1. Pfingstfeiertag durch den Pfarrer in sein Amt eingeführt.

Blumenau. Eingefandt. In der Stadt Blumenau ist die Begeisterung für die vom 17—25 Juni aufgetretene deutsche Schauspieler-Gesellschaft so groß gewesen, daß die Evangelischen scheinbar ihre Kirche darüber vergessen haben. Der am 18. Juni für die Stadt Blumenau angelegte Gottesdienst fiel aus, da nur 6 Erwachsene und 4 Kinder gekommen waren. Unter den 6 Erwachsenen war ein Schauspieler, der Verlangen nach einem deutsch-evangelischen Gottesdienst hatte. Was mag dieser für einen Begriff von den kirchlichen Verhältnissen der Stadt Blumenau bekommen haben! (Dieses Eingefandt entspricht zu unserem Bedauern den Tatsachen. Ann. d. R.)

Der Sonntag.

(Schluß.)

4. Sonntag und Gemeinschaft.

Das, von dem wir hier sprechen wollen, beginnt selten zu werden. Es handelt sich nämlich um die Benutzung der Zeit, die wir am Sonntag haben, zur Pflege der Beziehungen, die uns mit den andern verbinden oder doch verbinden könnten und sollten. Es handelt sich um die Verwirklichung einer Forderung unsers Herrn Jesu, mit welcher er einem tiefen Bedürfnis der menschlichen Natur entgegenkommt. Wir sind nur leider allzu leicht geneigt, uns einzubilden, daß wir der andern nicht bedürften und daß sie wiederum keine Ansprüche an uns nach dieser Seite hin zu stellen hätten. Wir richten Schranken nach rechts und links auf, um unsere Pflichten den andern gegenüber nicht zu sehen, wir ziehen die Grenzen, bis zu denen unsere brüderliche Gesinnung reichen soll, zu eng. Wie weit wir damit von der Gesinnung Jesu entfernt sind, pflegt uns nur selten einzufallen, wie sehr unter diesem Mangel an Liebesgesinnung auch unsere nächsten Angehörigen zu leiden haben oder was sie doch ertragen müssen, das kommt uns dann nicht mehr zum Bewußtsein. Viele Familienväter wissen kaum noch, daß die ihrigen auf mehr als ihre Arbeit in der Woche, mehr als die Sorge für sie in äußeren Dingen einen Anspruch haben. Das zeigt sich besonders am Sonntag. Wenn der Sonntag Nachmittags mit seiner Ruhe kommt, dann hält sie nichts zu Hause, sie müssen zu ihren Freunden, oft nur Spiel- und Zechfreunden, um die Zeit zu verbringen, und die schönsten Stunden für eine Festigung und Entwicklung der zarten Liebesbände, die sich um die Glieder der Familie schlingen können, gehen ungenützt dahin. Es ist klar, daß der erwachsene Sohn und die erwachsene Tochter es auch bald nicht mehr anders wissen, als am Sonntag Nachmittags Eltern und Geschwister den Rücken zu kehren, um mit Fremden zusammen zu sein. Nicht wenige Familien, auch in unsern einfachen Verhältnissen, verlieren auf diese Weise ihren inneren Zusammenhalt, besonders in den aufstrebenden Kreisen. Daß daran das Nachlassen, ja Verschwinden des religiösen Sinnes ein gut Teil Schuld trägt, unterliegt keinem Zweifel. Welch geistiges Band bleibt denn hier zu Lande, das Gemeinschaft begründen könnte, wenn der gemeinsame religiöse Boden geschwunden ist! Und daß nur ein inneres, geistiges Band die Gemeinschaft der Familie wirklich erhalten kann, ist klar. Ferner pflegen die Menschen nicht gerade an Herzlichkeit und Wärme der Gesinnung untereinander zu wachsen, wenn sie des Gottes vergessen, der sich ihrer in Güte und Liebe annimmt. Wo Jesu Geist fehlt, da fehlt eben auch der Wunsch, den andern zu beglücken ohne Rücksicht auf Nutzen, der sich für uns ergibt.

Wenn nun schon oft die Beziehungen der Familienglieder untereinander äußerst locker sind, mag auch für den oberflächlichen Blick alles in Ordnung sein, so liegen die Schäden im weiteren Gemeinschaftsleben offen am Tage. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß ein gut Teil brüderlichen Sinnes in unsern Gemeinden vorhanden ist. Der Nachbar hilft dem Nachbar, in den Verwandtschaftskreisen wird in Zeiten der Krankheit und sonstiger Not für Hilfe gesorgt. Aber viel Entsagung, große Mühe, viel Zeitverlust darf dadurch nicht entstehen, sehr lange darf die Not nicht währen, sonst wird der Helfer überdrüssig. Wie selten ist dann ferner diejenige Art von Liebesgesinnung, die ohne Selbst Ruhm und ohne Vergeltung zu fordern, einfach dem Drange des Herzens beim Helfen folgt. Es herrscht hier bei aller Weitherzigkeit eine Selbstsucht, deren sich Christen schämen müßten. Wenn es sich nun gar um die Not eines verheirateten Nachbarn handelt, dann wird zumeist klar, daß beim Helfen jenes natürliche Mitleid die Veranlassung war, das beim Anblick der Not kommt, aber nicht aus der Tiefe einer barmherzigen, liebevollen Gesinnung hervorge wachsen ist. Dem Freunde gegenüber freundlich, dem Feinde feindlich oder doch gleichgültig, daß ist die schöne Lebensregel, die man vernehmen kann, wo man nur hinhören will. Es genügt dem gegenüber gewiß nicht, zu sagen, Jesu Sinn sei ein anderer gewesen, es müssen sich Menschen finden, die seine Gesinnung den andern vorleben. Wie bietet sich uns dazu der Sonntag dar! Wie könnten wir an ihm neben aller schuldbigen Rücksicht auf unsere Familie Zeit und Kraft opfern im Dienste der Stiftung einer Gemeinschaft von Herz zu Herz und Haus zu Haus. Es ist am Sonntag mehr als sonst Gelegenheit, mit unsern Feinden Frieden zu machen. Lassen wir diese Gelegenheit nicht vorübergehen! Es ist mehr als sonst die Zeit, um dem Kranken zu helfen und dabei sein Herz zu erquickern durch unsere Freundlichkeit, die er aus Wort und Tat unmittelbar

herausfühlen muß; es ist mehr als sonst die Zeit, sich der Bekümmerten und Traurigen anzunehmen und ihnen von unserm Vertrauen auf den Vater im Himmel mitzuteilen, um auch sie getrost und stark zu machen; es ist mehr als sonst die Zeit, besonders für die gereiften Christen, die Seelen der Brüder, sonderlich der Jungen, zu suchen, eingedenk der Worte des Paulus (Galater 6,1): „Lieben Brüder, so ein Mensch von einem Fehler überleitet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigen Geist, die ihr geistlich seid!“

Es unterliegt somit gar keinem Zweifel, daß bei dem Bestreben, den Sonntag mit Gehalt zu erfüllen, ihn zu einem Tage wirklicher Erholung zu machen, die Gesinnung der Brüderlichkeit gegen die unsern und gegen die andern einen wichtigen Platz haben muß. Werden wir doch dann im Sinne und Geist unsers Meisters Jesus Christus handeln und die Freude empfinden, die über den Christen kommt, wenn er sich mit seinem Herrn verbunden weiß.

5. Sonntag und Vergnügen.

Der Sonntag ist für den Christen in erster Linie ein ernster, feierlicher Tag. Daß an ihm die Freude keinen Platz habe, ist damit natürlich nicht gesagt, ja viele werden behaupten, daß er ihnen gerade durch seinen Ernst Freude bringe. Sie denken dabei an den Frieden, den sie immer wieder in Gottes Nähe spüren, und an die Freude im Herrn, von der wir am Schluß des vorigen Kapitels redeten. Ihnen und mit ihnen vielen andern scheint das ruhige, stille Wesen für den Sonntag am angemessensten; sie genießen frohen Herzens alles das, was an kleinen Freuden in Haus und Familie das Leben oft in so reicher Fülle für den bereit hat, der zu sehen vermag. Wahrscheinlich, man könnte wünschen, daß solch stiller Sinn öfters anzutreffen wäre, besonders unter der Jugend. Die Gefahren, die ihr drohen, wären weniger ernst, die Gelegenheit, Zucht und Sitte beiseite zu lassen, seltener. Aber was sollen derartige Wünsche angesichts der Tatsache, daß sich gegen eine Zusammenstellung von Sonntag und Vergnügen grundsätzlich nichts einwenden läßt von einem Standpunkte, wie ihn unsere Kirche einnimmt. Die Zeit ist doch längst vorbei, in der man sich streiten konnte, ob außer Singen und Beten, Gottesdienst und Bibellesen noch eine andere Beschäftigung am Sonntag berechtigt sei. Ja, man kann sagen, sie ist glücklicherweise vorüber, denn durch derartige Anschauungen wird nur dem selbstgerechten Sinn der Gesezesmenschen Vorschub geleistet und auf der andern Seite das Gewissen vieler sicherlich nicht weniger gestärkt, aber lebensfroher und weltoffener Menschen unnötig belastet. Nein, es bleibt dabei, die Zeit, die uns die Ruhe von der Arbeit am Sonntag läßt, gehört neben anderem, vielleicht viel Wichtigerem, auch dem Vergnügen. Ja, auf der einen Seite möchte man wünschen, daß der Sonntag noch viel ausschließlicher als bisher zur Veranstaltung all der Feste und sonstigen Vergnügungen verwendet würde. Es zeugt doch von einer außerordentlich geringen Einschätzung des Sonntags, wenn man meint, er sei zum Ausschlafen gerade gut genug, und darum eigne sich der Sonnabend Abend und die Nacht zum Sonntag am besten für Festlichkeiten. Statt mit einem müden, abgepannten Körper und einem darum oft schwachen Willen, wie zumeist am Sonnabend Abend, könnten die Menschen am Sonntag, zumal am Sonntag Nachmittags, mit ausgeruhten Nerven und viel bestimmterem Urteil über gut und böse ihre Freuden genießen. Christen, dabei aber weltoffenen Christen liegt eben durchaus nichts an einer Abschaffung der Vergnügungen, weil sie wissen, daß das unmöglich, ja nicht einmal wünschenswert ist, sie wollen vielmehr, daß das Vergnügen wirklich eine Freude und Erholung für den ganzen Menschen bedeute. Das ist aber nur dann der Fall, wenn es nicht seine letzte Kraft verzehrt und ihn haltlos den Einflüssen leichtfertiger Menschen ausliefert, sondern wenn es ihn genussfähig und widerstandsfähig findet. Würde immer mehr die Erkenntnis sich Bahn brechen, daß der Sonntag dem Menschen die nötige Erholung nach jeder Richtung hin von der Arbeit der Woche bringen soll, dann ließen sich nicht mehr so viele von dem Spekulationsstun der Saal- und Festhausbesitzer ausnützen, sondern zeigten ihnen, daß ihr eigenes Gewissen und ihre eigene Gesundheit ihnen weit höher steht als der Geldbeutel jener.

Nein, wir wollen nicht überängstlichen Gemütern beipflichten, die vor Vergnügungen warnen und zumal den Sonntag ganz frei davon sehen möchten, die Jugend zumal wird sich ihr Recht auf Vergnügen niemals nehmen lassen; aber wir können erwarten und arbeiten darauf hin, soweit wir uns als Christen für die andern verantwortlich fühlen, daß der Mensch niemals vergesse, daß Freude nur dann Freude ist und nur dann erhebt, wenn

sich nicht alsbald die Neue einstellen muß über vergeudete Zeit, verschwundenes Geld, unwürdiges, tierisches Verhalten durch Betrunkenheit und Unsitlichkeit, verlorene Reinheit und Keuschheit, verspieltes Glück. „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend,“ sagt der Prediger Salomo 11, 9, „und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend. Tue, was dein Herz gelüftet und deinen Augen gefällt, doch wisse, daß dich Gott um dieses allen willen wird vor Gericht führen,“ und der Apostel Paulus mit seiner weiten, gesetzesfreien Gesinnung ist der Meinung (Philipper 4, 8): „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach!“ Das alles gilt den Jungen, das gilt aber auch den Alten, ja, ihnen noch viel mehr, denn sie sollen Führer und Mahner, sie sollen Erzieher der Jugend sein.

6. Sonntag und Kultur.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über die Bedeutung des Sonntags für die Kultur.

Wer bei Kultur immer gleich an die Fortschritte der Technik und Wissenschaft denkt und sich in ihrem Glanze sonnt, trotzdem er nicht das Mindeste dafür getan hat, ja nicht einmal von fern ahnt, worin eigentlich der Fortschritt besteht, der wird natürlich eine Leistung des Sonntags für die Kultur nicht weniger wie den Wert des Christentums für sie überhaupt in Abrede zu stellen geneigt sein. Aber wir Christen müßten nicht Gedanken zu oft gehört haben, als daß sie noch auf uns Eindruck machen könnten. Wir denken mit vielen andern bei Kultur ganz wesentlich an Bildung der Gesinnung, an Erziehung des einzelnen und der Gesamtheit zu einer sittlichen Lebensauffassung, so sehr wir die Vertiefung des Wissens als wünschenswert ansehen. Daß aber der Sonntag für Verbreitung einer edlen Gesinnung viel beiträgt, das dürfte im Vorhergehenden klar geworden sein. Wir wissen dabei, daß er auch der Anlaß zu viel Verrohung der Sitten ist, weil eben die Masse der Menschen am besten durch die dringende Not des Lebens, durch Bedürfnis nach Unterhalt, nach Nahrung, mit anderen Worten durch Arbeit gebündelt wird, mit einem arbeitsfreien Tag aber immer noch schwer etwas anzufangen weiß. Aber wir stehen solchen Auswüchsen nicht mutlos und machtlos gegenüber. Hat erst die rapide Vermehrung des Menschengeschlechts, die vor nun bald 100 Jahren einsetzte, nachgelassen, dann werden alle die Mächte, die an wahrhafter Kultur mitarbeiten, zeigen, daß sie im Grunde den Aufgaben gewachsen sind, die an sie gestellt werden, dann wird auch das Christentum, der Protestantismus insbesondere, beweisen, daß er unter diesen Mächten an erster Stelle steht, dann wird auch der Segen des Sonntags wieder mehr ans Licht treten. Wieviel er schon jetzt neben allem andern für Verbreitung und Vertiefung von Wissen leistet, das wird hier bei uns zunächst nicht klar, es würde uns aber mit Staunen erfüllen, wenn wir sähen, von wievielen wissensdurstigen Menschen, sonderlich in Arbeiterkreisen, drüben in den Kulturländern, der Sonntag benutzt wird, um sich fortzubilden, und wieviele Sonntagsveranstaltungen dem Fortschritt in diesem Sinne dienen. Lassen wir uns das Vorbild sein. Mancher junge Mensch, mancher andere möge sich am Sonntag ein gutes Buch vornehmen und seine Kenntnisse erweitern, das tut uns bitter not. Mancher, der sich nur für seine Wirtschaft oder seinen Beruf interessiert, möge am Sonntag die Versammlungen aufsuchen, die ihm Wissen vermitteln und ihn zu seinem Besten vorwärts drängen wollen. Der schlimmste Feind jeden Fortschritts ist doch der Stumpfsein. Den müssen wir ablegen und damit am besten, weil es am leichtesten ist, am Sonntag anfangen. Dann wird der Sonntag seine hohe Aufgabe erfüllen und auch bei uns der Kultur in der ganzen weiten Bedeutung dieses Wortes dienen.

P. Krause.

Die Grundsteinlegung der deutschen evangelischen Kirche in Rom.

Das waren herzerhebende Stunden, welche wir in der ewigen Stadt verlebten. Wofür seit 15 Jahren in unserer deutschen Heimat geworben, gearbeitet und gesammelt worden ist, das beginnt sich nun vor unseren Augen zu verwirklichen. Der Grundstein zur deutschen evangelischen Kirche in Rom ist gelegt.

Ein klarblauer Himmel blickte am 2. Juni auf den im vornehmen Rudovisi-Bezirk gelegenen, durch das Entgegenkommen der italienischen Regierung der deutschen Gemeinde in Rom zur

Verfügung gestellten Festplatz herab. Lustig flatterte die deutsche und die italienische Flagge am Eingangstor im Morgenwind. Das frische Grün der Vorberggärten an den Mauern entbot dem Eintretenden festlichen Gruß. Das schmucke Festzelt harzte der erwarteten Festteilnehmer. Und sie kamen, kamen in so stattlicher Zahl, daß wohl 200 sich mit einem Stehplatz in der Sonne begnügen mußten. Sie kamen alle, die Diplomaten, die Künstler, die Gelehrten, die Geschäftsleute, die Angestellten, ein großer Damenstolz, eine muntere Kinderschar. Nach Fürst Bülow's Erscheinen hoben die Bläser ihre blinkenden Instrumente und alle stimmten dankerfüllten Herzens an: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“. Auf diesen Ton dankbarer Freude war auch das Begrüßungswort des Boischafspredigers gestimmt. Man merkte es ihm an, daß ihm das Herz voll war. Dann nahm D. Ter Linden aus Duisburg das Wort zur Weiherede. Er sprach als Vertreter des deutsch-evangelischen Kirchenausschusses, der ihn, den hochverdienten Vorsitzenden des Kirchenbaukomitees, zu dieser Feier entsandt hatte. Er knüpfte an das Jesaiawort Kap. 28, 16 an: „Siehe, ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Eckstein, der wohl gegründet ist“. Er sprach festlich, evangelisch und — kurz. Die Gnade Gottes in Christo ist der Grundstein der evangelischen Kirche, auf dem auch die neue römische Kirche sich erbauen muß. Und nun schallte das alte Siegeslied des Protestantismus zum Himmel empor: „Ein feste Burg ist unser Gott“, — in der Stadt des Papstes und, ein gar seltsames Zusammentreffen, am Geburtstag des Papstes, über dem Grundstein eines deutsch-evangelischen Gotteshauses. Es war für uns alle ein Erlebnis.

Die kurze aber so bewegte Geschichte des römischen Kirchenbaus zog bei Verlesung der Urkunde noch einmal an uns vorüber. Welch einen wichtigen Augenblick die Gemeinde wie die evangelische Kirche durchlebte, spiegelte sich auch in den kurzen oder längeren Segenswünschen bei den üblichen Hammerschlägen. „Herr, ich habe die Stätte deines Hauses, den Ort, da deine Ehre wohnt“, so begann der deutsche Boischafter. Es folgten die Vertreter des deutschen evangelischen Kirchenausschusses, der Kolonie, der Gemeinde. Im Namen der deutschen Pfarrer Italiens, von denen die aus Florenz, Livorno und Neapel anwesend waren, sprach ersterer als Vorsitzender der Pfarrerkonferenz. Auch der geheime Baurat Schwechten, dem die Ausführung des Baus obliegt, tat seine Hammerschläge. Besonders erfreulich war, daß auch die Pfarrer der anderen evangelischen Gemeinden Roms nicht fehlten und daß der eine von ihnen daran erinnerte, daß in dieses Jahr der 400jährige Gedenktag von Luthers Romfahrt fällt, bei der ihm, während er die „heilige Treppe“ hinaufstiege, das Prophetenwort durch den Sinn schoß: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“ Superintendent Ter Linden's Schlußwort war ein Aufruf an die Liebe, zu vollenden, was der Glaube begonnen hat und klang in Worte des Gebets aus.

Zwei gesellige Feiern führten die Teilnehmer an der Feier aufs neue zusammen. Zuerst die auswärtigen Vertreter und den Gemeindevorstand in den prunkvollen Räumen der deutschen Botschaft auf dem Kapitol. Dann alle Kreise der Gemeinde in einem gemütlichen Gartenlokal vor der Porta Pia zu einem gemeinsamen Abendessen. Ein schönes Bild der Einigkeit im Geist. Man fühlte sich deutsch und evangelisch. Das Danktelegramm des Kaisers aus Potsdam erregte stürmische Freude und als D. Ter Linden von seinen Freuden und Leiden bei der Sammlung für den Kirchenbau erzählte, um dann mit dem Appell an die römische Gemeinde zu schließen, den einst Franz von Assisi aus dem Munde eines Bauern vernahm: „Sei doch so gut, wie die Bente es von dir glauben“, fand bei allen Zuhörern die rechte innere Zustimmung.

Möchte der Wunsch der Gemeinde, in zwei Jahren ins eigene Gotteshaus einzuziehen zu können, im ganzen evangelischen Deutschland neue Opferfreudigkeit hervorrufen. Möge auch der Turm, von dem man sagt, daß ihn der Papst von seinen Feindern werde sehen können, der Kurie von der trotz aller Engherzigkeiten ungebrochenen Glaubens- und Liebeskraft des deutschen Protestantismus Zeugnis geben. Unsere Parole heiße diesseits und jenseits der Alpen: Avanti! Vorwärts! Dr. Jenner.

Gegen Haedels Monismus

spricht der Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität Berlin, Geheimer Bergrat Dr. Wilhelm Branca, in seinem Buche „Der Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen“ (Leipzig, Veit & Comp.) bedeutsame Worte. Dort lesen wir auf Seite 101:

„Es ist eine auffallende Erscheinung unserer Zeit, daß Professoren der Naturwissenschaft den Drang in sich fühlen, öffentlich ihr negatives (ablehnendes) Glaubensbekenntnis in bezug auf Gott zu verkünden. Auffallend darum, weil Glaube in dieser Beziehung nichts mit naturwissenschaftlicher Forschung zu tun hat und dieser Unglaube ja auch nur auf einem Glauben, nicht auf einem Wissen beruht. So trat vor einigen Jahren, von chemischer Seite, Ladenburg vor die Naturforscherversammlung zu Kassel mit dem Bekenntnis des Inhalts, es gäbe keinen Gott; ein Gott sei nun überflüssig; und Ähnliches gab, von zoologischer Seite, Haeckel in seinen „Welträtseln“.

Nachdem dann Dr. Branca sich über den Standpunkt beider Gelehrter des weiteren ausgesprochen und seinen eigenen entwickelt hat, fährt er auf Seite 105 fort:

„Mag jeder denken über Glauben und Dogmen (Glaubenssätze), wie er wolle; damit fränkt und stört er niemand. Aber wer das, was Zahllosen ein inneres Bedürfnis, eine heilige Ueberzeugung, ein Ansporn zum Guten, ein fester Halt im Leben, eine Stütze im Unglück ist, wer das so herunterzieht, so im Zerrbild darstellt, wie Haeckel das mit dem Glauben anderer und der christlichen Religion in seinen „Welträtseln“ tut — der bezeugt gegenüber dem Geistesleben seiner Mitmenschen ganz dieselbe Gesinnung, wie sie der erste Napoleon gegenüber deren körperlichen Leben so deutlich zum Ausdruck brachte mit seinem bekannten: „Ich spucke auf das Dasein von hunderttausend Menschen.“

„Nur aus der völligen Verkenntung des eigentlichen Wesens der Religion ist es zu erklären, wenn ernste Männer der Wissenschaft die christliche Religion zu zerstören trachten. Der Kirchen, d. h. der Dogmengebäude, gibt es viele; aber sie sind doch nur die verschieden gefärbten und verschieden geformten, zum Teil auch phantastisch gestalteten Gewänder, von denen die Religion umhüllt wird; denn es gibt nur eine Religion. Wen aber kümmert wohl die manchem vielleicht zu buntsfarbig und theatralisch erscheinende Uniform des Soldaten, wenn doch der Mann, der in derselben steckt, ein ganzer Mann ist und seinen Zweck voll und ganz erfüllt? Welcher vernünftige Mensch möchte, um die ihn vielleicht ärgrende Uniform vernichten zu können, auch den in ihr steckenden Mann vernichten? . . .

„ . . . Wozu dieses zwecklose Mühen? . . . Die Menge . . . wird sich das mit volstem Erfolge fragen; nämlich mit dem Erfolge, daß die sittliche Entwicklung der Menschheit wieder hinab in die Tiefe anstatt hinauf in die Höhe geht. Denn das ganze Geheimnis des grunzenden Behagens, mit dem die Menge die Lehre des Atheismus (der Gottesleugner) so willkommen heißt — kein Buch hat wohl je solche Erfolge gehabt wie Haeckels billige Volksausgabe der „Lösung der Welträtsel“ — liegt in der Trägheit der Massen in sittlicher Hinsicht begründet. Sie wollen sich in dieser Hinsicht nicht anstrengen; auch solche wollen es vielfach nicht, die in ihrem Beruf, ihrer Arbeit die Anstrengung wahrlich nicht scheuen. Durch den Atheismus (der Gottesleugnung) wird den Massen das Leben in sittlicher Hinsicht so unsäglich bequem gemacht — darin liegt das Geheimnis des Erfolges. — Sie dürfen nun heruntersteigen von der unbequemen Höhe, zu welcher die Menschheit durch die christliche Religion in sittlicher Beziehung sich entwickelt hat — eine Höhe, auf welcher der Mensch sich nur durch Anstrengung erhält und von der aus er nur durch Anstrengung weiter kommt — hinab auf die bequemen Weideplätze, auf denen das Tier sich wälzt.“

Ein scharfes Urteil, aber gesprochen aus Liebe und Begeisterung für die Ideale christlicher Lebensgestaltung, und darum wert der nachdrücklichen Beachtung, wie das ganze Buch, dem es entstammt.

Evangelischer Christ und Kirche.

Man kann heute vielfach die Erfahrung machen, daß Evangelische die Passivität im Besuch des Gottesdienstes als eine im Wesen des Protestantismus begründete charakteristische Eigenart evangelischer Lebensanschauung auffassen, durch die man sich am deutlichsten von den Katholiken unterscheidet. Das ist eine Verleugnung der tatsächlichen Wirklichkeit. Wohl macht die evangelische Kirche eines Menschen Seligkeit nicht abhängig von äußeren Werken, auch nicht von der Häufigkeit des Kirchenbesuchs, und gibt zu, daß die Pflege persönlicher Frömmigkeit, von der das Verhältnis des Menschen zu Gott in Zeit und Ewigkeit allezeit bedingt ist, wohl auch außerhalb des Gottesdienstes möglich ist. Aber trotzdem betont sie ernst und ein-

bringlich die für jeden Evangelischen bestehende Verpflichtung zur fleißigen Teilnahme an den Gottesdiensten der Gemeinde aus der Erkenntnis heraus, daß der einzelne der Gemeinschaft mit anderen bedarf, um nicht zu erkalten, und daß die Gemeinschaft wiederum nicht kraftvoll und lebendig bleiben kann, wenn der einzelne sich von ihr zurückzieht. Wird doch ein einzelner Funken leicht vom Wind ausgelöscht, während aus vielen Funken, die an gleichem Orte liegen, eine hellleuchtende, wärmende Flamme empormächst. Wir haben aber die hellleuchtende Flamme evangelischen Bekenntnisses gerade in der von vielen Schatten verdüsterten Gegenwart dringend nötig. Wir können gerade in unseren Tagen der Versuche, Ersatzmittel zu schaffen für die von vielen verachtete Kraftnahrung einer gesunden Religiosität, des wärmenden Feuers evangelischer Gewißheit nicht entraten. Darum: „Mehr Kirchlichkeit!“ sei die Losung.

Die haben ganze Völker sich erwählt und haben sie nicht zu bereuen. Es ist noch nicht lange her, daß einer der angesehensten katholischen Bischöfe der Welt, der amerikanische Kardinal Gibbons, seinen Katholiken die Protestanten Englands als Vorbilder treuer Kirchlichkeit hinstellte und darauf hinwies, daß in der Riesengroßstadt London nach genauen regelmäßigen Zählungen nicht weniger als vierzig von hundert Protestanten den sonntäglichen Gottesdienst besuchen. Ein Gottesleugner sei in angelsächsischen Ländern (England, Amerika usw.) eine Erscheinung, von der man sich allgemein zurückziehe.

Wieviel besser stünde es um unsern deutschen Protestantismus, seine innere Gesundung und seine äußere Geltung, wenn man Ähnliches nicht nur von unsern deutschen Großstädten, sondern auch von allen Landgemeinden rühmen könnte. Und wieviel besser stünde es um das Leben in unseren Gemeinden, wenn die einzelnen sich mehr der Notwendigkeit ihrer kirchlichen Verpflichtung bewußt wären und dieselben treu erfüllten! Und zwar in der rechten, verinnerlichtenden Art. Wie Professor D. Schian in seinem Vortrag in Chemnitz sagte:

„Gemeindengottesdienst! Die Gemeinde feiert. Du als Glied der Gemeinde! Singst vielleicht „Herz und Herz vereint zusammen“ und bleibst ganz kalt gegen deine Nächsten? Innerlich zwingen muß dich der Gemeindengottesdienst, daß du auch sonst am Leben der Gemeinde teilnimmst, ihre Glieder kennen zu lernen, ihre Nöte zu verstehen, ihrer Schwachheit aufzuhelfen. Wenn alle unsere Kirchgänger die rechte Teilnahme am Leben der Gemeinde hätten, es stünde besser! Aber dann müßte auch die Gemeinde nicht in dem Augenblick, in dem sie nach dem Segensspruch äußerlich sich auflöst, auch innerlich zerfallen; dann müßte sie ein eng verbundenes Ganzes bleiben. Dann müßten alle Glieder, die es vermögen, in ihren Dienst sich stellen, um den Heimatlosen Heimatgefühl, den Darbenden Erquickung, den Leidtragenden Trost, den Kranken Pflege und Zuspruch, den Irrenden freundliche Zurechtweisung zu bringen. Dann müßte die Teilnahme am Gemeindeleben sich in der Arbeit für das Gemeindeleben äußern . . . Hilfe, wer kann! Jeder rechte Evangelische kann, wenn er will. Nämlich, wenn er nicht bloß sein Ich pflegen, nicht bloß seine Seele retten, sondern als dienendes Glied dem Ganzen sich anschließen will. Laßt uns wollen! Die Gemeinde hat ein Recht auf uns! Geben wir uns der Gemeinde!“

Diesen Ruf wollen wir beharrlich weiter geben, auch beachten und befolgen, was Hofprediger Krüger aus Berlin auf der diesjährigen Tagung des Brandenburgischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes, in Eberswalde in seinen Ausführungen über die Frage: „Was hat ein evangelischer Christ an seiner Kirche?“ sagte:

„So selbstverständlich auch diese Frage zu sein scheint, so weist sie doch auf ein allgemeines religiöses Gesetz zurück, nämlich auf das richtige Verhältnis des einzelnen zum Gesamtorganismus, der in der Kirche mit ihren mannigfachen Einrichtungen zu finden ist. Die Reformation hat das geschichtliche Verdienst, dem einzelnen die persönliche Freiheit in Glaubenssachen wirksam und ein für allemal gebracht zu haben. Noch heute hat jedermann an seiner evangelischen Kirche die sicherste Bürgschaft für dieses hohe Gut persönlicher religiöser Freiheit. Das anzuerkennen, ist sittliche Pflicht für jeden einzelnen. Jenes allgemeine Gesetz der Gemeinsamkeit zwischen dem Gesamtorganismus und dem einzelnen fordert aber auch, daß sich jeder einzelne frage: Was hat die Kirche an dir? Darum ist zu fordern: Aus der Passivität (Untätigkeit) und religiösen Bedürfnislosigkeit heraus und hinein in die rechte evangelische Aktivität (Betätigung), vor allem von Person zu Person! Die häuslich-fromme Erziehung muß den Grund legen, die Schule muß fortfahren, das

gottesdienstliche Leben muß werbend wirken. Die Liebesarbeit nach innen, der Bekenntnismut nach außen gibt der Kirche die höhere Bedeutung, die uns wiederum zeigt, was auch wir an ihr haben.

Kloster Lehnin — ein evangelisches Diakonissenhaus.

In dem preussischen Regierungsbezirk Potsdam liegt, von mehreren Seen umschlossen, der kleine Marktflecken Lehnin, berühmt wegen seiner früheren Geschichte. Der Markgraf Otto I. hatte dort 1180 ein Zisterzienserkloster (auch „Himmelpfort am See“ genannt) begründet, dessen Insassen eine rege Kulturarbeit entfalteten, bis Joachim II. 1542 das Kloster aufhob und in ein Amt verwandelte. Auch barg das Kloster die Fürstengruft der brandenburgischen Askanier. Bis in die Neuzeit viel genannt wurde der Flecken wegen der sogenannten „Lehninschen Weissagung“, die 1693 zum erstenmal auftauchte. Dieses aus 100 Versen bestehende Gedicht, das den Mönch Hermann zum Verfasser haben und aus dem 13. Jahrhundert stammen sollte, beklagt das Emporblühen des Hauses Hohenzollern in Brandenburg, gibt eine Charakterschilderung jedes diesem Hause entstammenden Herrschers bis zum elften Geschlecht, verkündet die Zeit des Untergangs der Hohenzollern und die danach durch Wiederherstellung der katholischen Kirche als Staatskirche machtvoll dauernde Einheit Deutschlands. Die Forschung ergab schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts, daß das Gedicht eine Fälschung ist, die 1684 oder 1685 entstand und wahrscheinlich den früheren evangelischen Propst an der Petrikirche in Berlin, Andreas Fromm, zum Verfasser hat, der wegen eines Streites mit den Reformierten nach Böhmen ging, dort zur katholischen Kirche übertrat und 1685 in Leitmeritz als Kanonikus starb; immerhin wurde es von politischen und kirchlichen Parteien noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts zu tagespolitischen Zwecken vielfach ausgenutzt.

Nach Lehnin lenkt jetzt den Blick wieder ein von Berlin ausgehender Aufruf, der sich nicht nur an die Evangelischen der Mark Brandenburg wendet, wenn auch an diese zunächst. Sind doch am 8. Juli d. J. 500 Jahre vergangen, seit der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, vom Kaiser Sigismund zum Verweser der Mark Brandenburg berufen, und damit der Grundstein gelegt wurde zu der Herrschaft der Hohenzollern in Brandenburg und Preußen, ja zu dem deutschen Kaiserthum, das alle deutschen Völker zu einem deutschen Reiche vereinigte. Darum soll der 8. Juli gefeiert werden durch eine patriotische Tat: Auf dem Grund und Boden jenes alten Zisterzienserklosters Lehnin soll ein Diakonissen-Mutterhaus entstehen, d. h. ein Haus, in dem Schwestern ausgebildet werden, die in den Gemeinden Krankenpflege und Jugenderziehung ausüben sollen. Zum Andenken an die fromme Gemahlin des Großen Kurfürsten, die öfters in Lehnin weilte und wirkte, soll die neue Anstalt den Namen „Luise-Henrietten-Stift“ erhalten. Der Besitz des alten Kloster-gutes soll an jenem denkwürdigen Jubiläumstage feierlich angetreten werden. Der Ankauf des Stammgutes Kloster Lehnin durch die märkische Provinzialkirche ist gesichert, zumal der Kaiser eine bedeutende Gabe aus seiner Schatzkammer bewilligte.

Drei deutsche evangelische Missionsgesellschaften,

die Norddeutsche, die Leipziger und die Gohnerische, feiern in diesem Jahre ihr 75jähriges Jubiläum. Sie dürfen sämtlich auf eine Geschichte von mancherlei Nöten und Kämpfen, von harten Verlusten und schweren Opfern, aber auch von reichem Segen und wachsenden Erfolgen zurückblicken.

Die Norddeutsche Missionsgesellschaft, die am 9. April 1836 in Hamburg gegründet worden ist — seit 1851 ist ihr Sitz in Bremen —, hat nach einigen Versuchen in Neuseeland und Indien im Jahre 1847 das Esweland (Togo) in Westafrika als ihr Arbeitsgebiet erwählt, das sie auch trotz der vielen von dem tödlichen Klima geforderten Opfer nicht wieder aufgegeben hat. In der letzten Zeit ist die anfangs erschreckend große Sterblichkeit der Missionsarbeiter erfreulicherweise erheblich geringer geworden. Die Arbeit hat bereits reiche Frucht getragen. Während im Jahre 1902 auf 5 Haupt- und 41 Nebenstationen 2908 Gemeindeglieder und 1487 Schüler gezählt wurden, gab es 1909 auf 8 Haupt- und 143 Nebenstationen 7635 Christen und 5627 Schüler. Erst im letzten Jahre noch, beim 50jährigen Jubiläum der Station Ho, bezeugte es der Gouverneur Graf Beck mit warmen Worten, wie viel Dank die Kolonialregierung der Mission für ihre wichtige Kulturarbeit schulde. Hoffentlich kann die Nord-

deutsche Mission in ihr 76. Jahr ohne die Last des schweren Defizits gehen, das sich in den letzten Jahren angesammelt hatte; besonders in Bremen zeigt sich ein erfreulicher Eifer, durch reiche außerordentliche Gaben das Defizit zu tilgen.

Die Leipziger Missionsgesellschaft — die allerdings die ersten 12 Jahre, bis 1848, in Dresden ihren Sitz hatte, ist zwar nicht, wie es ihren Begründern vorschwebte, eine Zusammenfassung der gesamten Missionsarbeit aller lutherischen Kirchen geworden, aber sie trägt noch heute ausgesprochen lutherischen Charakter und hat auch über Deutschlands Grenzen hinaus, besonders in Rußland, Ungarn und Amerika, treue Freunde. Nach einer nur vorübergehenden Missionsstätigkeit in Südastralien und unter den nordamerikanischen Indianern ist die Leipziger Gesellschaft 1840 in das Erbe der alten dänisch-halleschen Mission unter den Tamulen in Indien eingetreten, das auch heute noch ihr Hauptarbeitsfeld ist. Im Jahre 1909 hatte sie hier auf 40 Hauptstationen mit etwa 800 Außenorten gegen 22 000 Christen gesammelt, unter denen neben 37 deutschen und 13 schwedischen Missionsarbeitern bereits etwa 30 eingeborene Pastoren tätig sind. Im Jahre 1892 hat die Leipziger Mission auch in Ostafrika eingesetzt. Sie übernahm dort zunächst die von bayrischen Lutheranern begründete Wakambamission — auf britischem Gebiet — und eröffnete 1893 eine neue Mission in Deutsch-Ostafrika unter den Dikagga am Kilimandscharo. Besonders auf diesem Gebiete hat die Arbeit schon sehr erfreuliche Erfolge aufzuweisen; Ende 1909 betrug die Zahl der getauften 1852, der Schüler über 5800. Auch die Leipziger Mission stand im letzten Jahre, trotz erheblich gesteigerter Einnahmen, unter dem Druck eines Defizits in der Höhe von 66 000 Mark.

Die dritte Jubiläarin, die Gohnerische Missionsgesellschaft, gleichfalls 1836 gegründet, hat im Jahre 1845 ihr Hauptarbeitsgebiet unter den Stolz in Indien in Angriff genommen, nachdem Gohner vorher 80 Missionare nach Australien, britisch und niederländisch Indien, Nordamerika und Westafrika ausgesandt hatte. Unter den Stolz entsteht durch die Arbeit der Gohnerischen Mission bereits der Anfang einer heidenchristlichen Volkskirche; etwa 71 000 Christen sind gesammelt worden, neben denen an 18 000 Taufbewerber sich zum Unterricht drängen — ein deutlicher Beweis für die Stärke und die Verbreitung der christlichen Bewegung in jenen Gebieten. Leider können die missionarischen Kräfte (etwa 40 Missionare, neben denen 34 eingeborene Pastoren arbeiten) nur ungenügend die gewaltige Arbeit bewältigen, vor allem auch die Tausende von Taufbewerbern nicht schnell und gründlich genug unterrichten, sodaß viele wieder ins Heidentum zurückkehren oder eine Beute der skrupellosen römischen Propaganda werden.

Auf dem kleinen, bisher sehr unfruchtbaren Arbeitsfelde am Ganges, wo sie es besonders mit Hindus zu tun hat, erlebt die Gohnerische Mission jetzt auch den Anfang einer Ernte. Ihr Jubiläum steht im Zeichen der Trauer um ihren kürzlich heimgegangenen Vorsitzenden, Generalsuperintendent D. Braun. Defizitsorgen hat die Gohnerische Missionsgesellschaft wie wenige andere kennen gelernt, freilich auch immer treues Helfen in der Not.

Der Norddeutschen Missionsgesellschaft,

deren Freunde eifrig am Werke sind, das ca. 150 000 Mark betragende Defizit der letzten Jahre bis zu ihrem 75jährigen Jubiläum zu decken, hat auch der Bremer Senat eine Jubiläumsgabe von 2000 M. bewilligt. Unter dem 16. Februar hat er, wie die Märznummer des Monatsblattes der Norddeutschen Missionsgesellschaft berichtet, folgende Mitteilung an diese gerichtet:

„Dem Senate ist berichtet worden, daß die Norddeutsche Missionsgesellschaft in diesem Jahre ihr 75jähriges Jubiläum begehen wird und daß sie wünscht, bei dieser Gelegenheit die im Laufe der Jahre erwachsenen erheblichen Fehlbeträge zu tilgen. In voller Anerkennung der erfolgreichen Bestrebungen der Gesellschaft, die ebenso sehr im kolonialen wie im kirchlichen Interesse liegen, sowie insbesondere für die großen Werke tätiger Liebesarbeit in der Mission, hat der Senat es sich nicht versagen wollen, hierfür auch seinerseits einen Beitrag zu leisten, und er hat daher der Gesellschaft zu ihrem Ehrentage aus den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln eine Jubiläumsgabe von 2000 M. bewilligt, die Ihnen demnächst zugehen werden.“

Indem wir Ihnen im Auftrage des Senats hiervon Mitteilung machen, wünschen wir Ihnen zugleich den bestmöglichen Erfolg Ihrer Sammlung sowie eine fernere gesegnete Tätigkeit Ihrer Mission und eine schöne und würdige Feier Ihres Jubiläums.“



Für den Familientisch.



Die Geschwister.

Von Ernst Zahn.*)

„Was für ein hohes stattliches Haus Ihr habt, Hochwürden?“ sagte ich zu meinem Gastgeber in Wildberg dem Dorf, das den schwarzen stillen Wald zum Nachbar und die weißen, stilleren Firne zu Hüttern hat.

Der habliche alte Bergpfarrer lächelte geschmeichelt. „Ein adeliges Haus,“ sagte er. „Und adlige Menschen haben darinnen gewohnt.“ Er zog seine eigene aufrechte Gestalt hoch, bedeckte sich mit dem Barett und machte sich zum Kirchgang fertig. „Am Abend beim Lampenlicht erzähle ich es Euch,“ sagte er im Hin- und Ausgehen.

Das Haus war aus Stein gemauert, stand neben der neuen Kirche, welche die von Wildberg dorthin gestellt hatten, wo sie über Wald und Hänge hinabsah und hatte eine alte, hochbogige Tür mit schwerem Messinggriff, eine Flucht kleinscheibiger Fenster und ein schweres, schwarzes Schindeldach. Auf dem letzteren wucherte grünes Moos und lange Hauswurzeldolben schmiegt sich an das faulende Schindelwerk. Des Pfarrherrn Wohnstube hatte einer zwölfköpfigen Familie reichlichen Raum geboten. „Ein Kreuz ist es, daß der Herr Pfarrer nicht eine kleinere Stube nehmen will,“ seufzte die Pfarrmagd, vor der ich die Größe der Stube rühmte. „Der Ofen frißt mehr Holz als erhört ist,“ fügte sie hinzu. Der Ofen war aus Serpentin gemauert und stand mitten in der einen Stubenlängswand. Breit stand er heraus wie ein schwerer Bauer selber in seiner Stube steht; vier Menschen konnten sich oben auf seiner Platte wärmen. In einem Stein seiner Frontplatte waren zwei Namen und eine Jahrzahl eingemeißelt:

Gerold Zopp
Juliana Zopp
1805.

Auf diese Namen deutete am Abend, als wir unter der Hängelampe und oben am langen Eßtisch beieinander saßen, der Pfarrherr. „In unsern Bauernhäusern,“ begann er, „findet Ihr so die Namen des Mannes und der Frau eingemeißelt. Die zwei aber sind nicht Mann und Frau gewesen!

Den Mann, den Gerold, habe ich nicht mehr gekannt; zehn Jahre, ehe ich hierher in meine Gemeinde kam — dreißig Jahre ante ich nun hier — ist er gestorben; die Juliana aber lebte noch und war damals zweiundachtzig Jahre alt. Im Tal unten gehen wenig Sechzigjährige herum, die noch so viel Kraft und Fähigkeit haben wie die Juliana, als ich sie kennen lernte. Sie war groß gewachsen und von hagerer, hartknöchiger Gestalt. Wenn Ihr an unsern Hängen hinaufklettert, könnt Ihr auf Bergrippen da und dort einzelne Tannen stehen sehen, hoch, stark, zäh, gerade und eigensinnig wider die Stürme sich stellend. Wie ein solcher Baum war die Juliana. Ihr Gesicht hatte die Farbe der sturmerwitterten Rinde, hatte ihre Risse und Furchen und ihre Härte und ihr Rücken bog sich nicht, wie der starre Baumstamm sich nicht biegt. Ihr Haar war rostgrau und noch stark. Ihre Hände waren groß, knöchig und schwer. Sie ging wenig mehr unter die Leute, diese und jene Kranke besuchte sie; denn sie war zum Angsthaben reich, wie die Wildberger sagten, aber auch zum Freundhaben wohlthätig. In die Kirche kam sie regelmäßig und es machte sich, daß ich mit ihr um ihrer aufrechten und herben Frömmigkeit willen näher bekannt wurde. Als ich zum erstenmal in dieser Stube bei ihr saß, fand ich, daß, wie sie schon an Gestalt mich überragte, auch sonst ihr Blick manchmal wie verloren über mich hin ins Leere ging, so wie man eben Dinge und Menschen übersteht, die einen wenig kümmern, nachher lernte ich, daß ihr Leben keinen Inhalt mehr hatte, seit zehn Jahre vorher der gestorben war, dessen Namen dort oben am Ofen über dem ihren steht. Jener Gerold war ihr Bruder. Und um dieser seltsamen Tatsache willen, daß zwei Geschwister gegenseitig völlig eines des andern Leben erfüllt und eines dem andern genügt haben, will ich Euch ihre Geschichte erzählen. Sie geht um in Wildberg, sie ist überliefert, wie die alten Geburtsregister und vielleicht genauer als diese.

Den Gerold Zopp also habe ich nicht mehr gekannt. Wie aber die Geschichte sich erhielt, so erhielt sich die Erinnerung an seine äußere Erscheinung und von dieser erzählen die von Wildberg; „Der Gerold war groß und hager wie seine Schwester. Sein Kopf mit dem schwarzen Haar überragte den der Juliana noch um Halbhandbreite. Sein Gesicht war von schönem starkem ebenmäßigem Braun, der lange schwarze Bart, die dichten Brauen und die scharfen unter edigen Stirnknochen stehenden dunkeln Augen paßten wohl in die wetterdunkeln Züge. Diese waren groß, kräftig, wie die ganze schwere Gestalt etwas feinhast Festes hatte.“

„Das waren ein paar Leute, der Gerold und die Juliana,“ erzählen die von Wildberg, „wenn sie nebeneinander über die Gasse schritten, war der stärkste Bauer klein neben ihnen.“

Ihre Geschichte aber ist diese:

Als im Frühjahr 1799 die Franzosen in Uri einfielen und das Volk sich wieder sie erhob, stand auch der Ratsherr Zopp von Wildberg, ein alteingesessener hablicher Bauer, zu denen, die unter Vinzenz von Schmid bei Flüelen den Feinden entgegentraten. Mit der zersprengten Schar der Urner floh er das Reustal aufwärts und stellte sich mit denen abermals zum Kampf, die bei Wassen den Welschen entgegentraten. Da aber von den Franzosen für die Weiber und Kinder, die im Dorfe zurückblieben, wenig Gutes zu erwarten war, so hatten sich in Wassen viele Familien der Kämpfenden gesammelt, die vor dem nahenden Feinde geflohen und ihren Vätern und Beschützern nachgezogen waren. Auch von Wildberg herab, wo vordem schon auf einem Streifzug welsche Soldaten übel gehaust und Schrecken verbreitet hatten, war eine Schar Flüchtiger Waffen zugeeilt. Unter ihnen ging die bleiche kränkliche Ratsherrin, des Zopp Weib, mit ihren Kindern, der achtjährigen Juliana und dem sechzehnjährigen Gerold, dem der Vater, als der in den Kampf ging, das Mitgehen versagt und geboten hatte, daß er die Frauen geleite.

Der Kampf um Wassen und das Kirchlein, das vom grünen Hügel weit in das Tal hinabsieht, dauerte einen schweren heißen Tag. Dann zersplitterte die kleine Schar der Bergbauern vor dem Menschenheil, den General Soult in ihre Reihen trieb und zerfloh in wilder Flucht wie Spreu vor dem Sturme. In die Seitentäler und Schlupfwinkel fuhr das flüchtige Volk. Die Welschen aber, wütend über die, die langen und zähen Widerstand geleistet, spürten sie auf wie der Jäger das Wild und es geschah viel Unrat.

Ein Hause von dreißig Männern, Weibern und Kindern hatte sich bei Göschenen talein gewandt und verbarg sich vor den nachdrängenden Franzosen in den Steintrümmern und dem Waldwerk unterhalb des „Gewüest“. Unter ihnen schwankte der Ratsherr von Wildberg, Chrysostomus Zopp, wund und erschöpft; eine Kugel hatte ihm die Schulter durchschlagen und den linken Arm gelähmt. Sein Weib und seine Kinder waren bei ihm. Der helle, sonnige Tag ging aus dem Tal, als sie in einer von zwei Steinbrocken gebildeten, tannenüberdachten Höhle sich eingruben. Diese lag in einer weit sich hinziehenden, von einem Bergsturz zeugenden Trümmerhalde, aus der im Laufe der Jahrhunderte wieder Wald gewachsen war. In dem Chaos von Blöcken und Bäumen war an diesem Abend ein sonderbares heimliches und ängstliches Leben. Da bargen sich die Flüchtigen vor den welschen Verfolgern. Der Ratsherr lag mit dem Rücken an einen Felsen gelehnt; das bartlose Gesicht war fahl, die fleischigen Lider sanken immer wieder über die starr blickenden Augen, wenn er sie gewaltsam aufriß, das weiche Haar und das grobe, schwere, dunkle Schafwollgewand waren voll Blut; um die zerschossene Schulter schlang sein Weib einen neuen Verband. Der wunde Mann stöhnte und es war fürchterlich zu hören, wie aus der schweren Gestalt die Schmerzlaute sich wider allen Willen und unendlich mühsam hervorbrangen. Die Zoppin hatte ein Gesicht wie eine Tote. Sie war hager und groß, hatte schwarzes Haar und scharfe, spitze, franke Züge; selber sich mühsam schleppend, tat sie am Manne ihre Pflicht; aber es war manchmal, als müsse sie über ihn hinstinken, wenn sie sich zu ihm neigte. Der Gerold säuberte eine schattige Stelle ihres Schlupfwinkels von Schnee, der darin zurückgeblieben war, und die

*) Aus „Helden des Alltags“.

dunkelhaarige, schlanke Juliana griff mit den festen Händen selbst in den vereisten Winterrest und half dem Bruder.

„Da oben steht noch Wildheu“, sagte Gerold, als er sich einmal von der Arbeit aufgerichtet und an die jenseitige baumlose Lehne hinaufgeblickt hatte, „das hole ich nachher, dann kann die Mutter Euch betten, Vater.“ In seinem Gesicht war keine Merglichkeit, die braunen Augen leuchteten kühn unter den kohl-schwarzen Brauen. Das Gesicht war voll, er hatte eine samt-weiche, aber festsam braune Haut und seine Gestalt war von festem und doch geschmeidigem Bau, schmuck sah ihm das braune, treffengeschmückte feiertägliche Ueberhemd, das er zur Flucht als sein Bestes angelegt hatte, und die dunkle Hose saß knapp am starken Bein. Er arbeitete unverdrossen und das schöne Eben-maß seiner Gestalt trat voll zutage, während er in gleichmäßigen Bewegungen sich neigte und streckte.

Die Bäume rauschten ob den Flüchtigen, der Wind zog rau aus Norden, hoch in den Lüften aber brauste ein Weststurm und jagte Wolken über den Damastock herauf. Es dunkelte schnell. Als es ganz Nacht war, sahen sie da und dort ein Feuerlein durch die Bäume scheinen.

„Die Narren“, zuckte der wunde Ratschherr, die Augen weit gesperret, auf, „brauchen ihnen auch noch Zeichen zu geben, den Franzosen.“

Nachher sank ihm der Kopf schwerer auf die Brust; es war, als müßte auf das Aufklackern der Tod folgen.

„Maria, Mutter Gottes“, stammelte die Ratschherrin und setzte sich erschöpft auf einen Stein; mit farblosen Lippen und die Hände im Schoß gefaltet, betete sie stumm und verzweifelt weiter. Im hängenden Wald gingen seltsame Geräusche, das dumpfe Murren von Stimmen, das Rauschen der Baumkronen. Aus dem Tobel, in dem der Wald endete, donnerte das Ge-töse des Wildbachs herauf und das murrende Schlagen der Steine, die er in seinem Grund wälzte. Ein — zweimal tauchte ein bleiches Gesicht aus den Waldstämmen.

„Seid Ihr da, Zoppin?“

„Seid Ihr es, Ratschherr?“

Das waren Leidensgenossen, die durch die Bäume streifen und spähen.

Der Gerold hatte seine Arbeit beendet, er richtete sich auf und sah durch die Waldblücke hinaus an die jenseitige Halde. Es war schwer dunkel jetzt. Die Wildheuschicht war nicht mehr zu erkennen, alles war schwarz, einförmig nachtsfarben. Nur der Himmel hatte einen helleren Ton und der düstere Salbitzschyn stand an ihm auf wie hingebaut, ein mächtiger Stern flammte zur Linken des schwarzen Berghauptes, nur dieser eine, sonst war kein Licht am Himmel und es war wundersam und groß, wie nur die zwei sturmen Genossen hoch über dem anglisthülen Walde standen, der finstere Berg und der flammende Stern.

„Jetzt meine ich, kann ich gehen — nach dem Heu“, flüsterte Gerold.

„Jesus, geh nicht“, stammelte die Ratschherrin. „Wer weiß, ob sie nicht am Weg herumgleichen, die Franzosen.“

„Sie sollen mich schon nicht sehen“, flüsterte der Bub zurück.

„Ach, bleib“, ächzte der Ratschherr.

Da brach der Laut eines Schusses durch die Nacht, jäh, zischend. Dann blieb es wieder einen Augenblick still, atemlos still.

„Was ist das?“ flüpfelte die achtjährige Juliana, ihre braunen Augen schienen groß und erschreckt aus dem bleichen Gesicht. Der Ratschherr ächzte und versuchte sich aufzurichten; aber die Augenlider waren ihm wie Blei und es war ein Qual zu sehen, wie der wunde Mann umsonst gegen die Ohnmacht stritt.

Jetzt wurde es lebendig im Wald. Neue Schüsse klangen aus der Richtung herauf, wo der Fußsteig lag. Schreie und Kommandorufe mischten sich mit ihnen. Plötzlich folgte ein wirres Durcheinander von Rufen, Kreischen, Lästern, dazwischen Schuß-schläge, Laute wie das Aechzen ringender Menschen und wieder-um Laute wie Heulen, als würfe sich eine Herde Wölfe würgend auf wehrloses Volk.

„Jesus“ stammelte die Ratschherrin.

„Die Franzosen“, stieß der Ratschherr heraus. „Fort“, stöhnte er weiter, in fürchterlicher Erregung, „fort, Ihr, Frau, Julie! Nimm sie, Gerold, über die Alp ins Maiental — heim — fort!“ Er bäumte sich vor Schmerz, während er die Worte schrie.

Derweilen kam flüchtiges Volk kreischend durch den Wald gestoben. Die ersten eilten wie toll vorüber. Einer, der gerade an der Stelle, wo Zopp und die Seinen lagen, aus dem Unterholz brach, hielt an und stand Rede.

„Der Zraggen von Steg — geschossen hat er auf die Franzosen aus dem Hinterhalt, wie sie unten vorbeigegangen,

sind! Jetzt sind sie im Wald! Alles schlagen sie nieder! Macht, daß ihr weiter kommt!“

Als der flüchtige Bauer das hervorgekuckt hatte, sprang er in wilder Flucht davon. Aber ein Weib kam gerannt. „Flieht“, schrie sie, „keinen lassen sie am Leben, die Welschen, Weiber und Kinder schlachten sie ab, die Tiger!“ Damit ver-schwand auch sie.

Der Ratschherr rang nach Atem, zu Worten hatte er nicht mehr Kraft. Die Zoppin stand wie entgeistet. Der Gerold hatte nach des Vaters Gewehr gegriffen. Er stand fernzengrabe da, aber keine Farbe war mehr in seinem Gesicht. Dicht neben ihm stand die junge Schwester, schlank, aufrecht, unwillkürlich saßten sie sich bei der Hand. Da zwang der Ratschherr zwei Laute hervor. „Die Kinder“, verstand sein Weib. Es kam Leben in sie. „Lauf, Gerold“, schrie sie. „Nimm das Kind! In die Alp, Bub!“

Ein Schuß tönte ganz nah. Die Kugel schlug in eine Tanne ein paar Schritte von ihnen ab.

„Lauf Bub!“ schrie die Zoppin.

„Beim Eid nicht!“ knirschte Gerold und hob das Gewehr. Da schlug die verzweifelte Frau ihm die Waffe aus der Hand. „Soll das Kind umkommen?“ schrie sie ihn an.

Unwillkürlich sah der Bub auf die junge Schwester nieder. „Die mußt retten“, gab der Augenblick ihm ein. Da riß er sie empor. Jetzt trug er sie. Nicht ein Wort vermochte er mehr zu Vater und Mutter zu sagen. Schon brachen welsche Soldaten durch die Bäume. Er stob davon. Hinter ihm riß die Zoppin halb von Sinnen das Gewehr an die Schulter und feuerte es auf einen der Feinde ab, der heranstürmte.

Gerold gewann die Alp. Er war stark und weggewohnt. Die Juliana glitt ihm aus dem Arm. „Selber gehen will ich jetzt“, sagte sie tapfer. Dann reichte er ihr wieder die Hand und sie schritten fürbaß. An den Alphütten wollten sie rasten, aber als sie vorsichtig weiter schritten, sah der Bub welsche Sol-daten vor den Hütten lagern, da schlug er sich mit der Schwester nordwärts in die Felsen und stieg mit ihr den schweren Berg hinan und zum See hinauf, an dem vorbei der Fußpfad ins Voralptal hinüberführt. Am See nach langem Steigen gönnten sie sich Ruhe. Völlig erschöpft sanken sie auf den Boden nieder, den noch die harte winterliche Schneefruste deckte. Die Nacht war heller geworden, der Westwind blies stärker und hatte noch einmal den Himmel von Wolken rein gefegt. Mehr Sterne leuchteten jetzt. „Gut ist's, daß Sterne sind“, sagte Gerold, „und daß ich in der Alp gewesen bin, früher, sonst hätte ich mich nicht hinaufgefunden.“

Die Julia rückte ganz nahe an ihn heran, schauerte und zog das graue Tuch fester, das sie um die Brust geschlungen trug. Ihre Züge zuckten. „Was haben sie ihnen wohl getan, dem Vater und der Mutter?“ fragte sie, dann schluchzte sie jäh auf. Der Gerold hing den Kopf, eine Antwort hatte er nicht. Er faßte nur wieder des Mädchens Hand. Die Berührung tat beiden wohl. Der halberwachsene Bub hatte sich bislang nicht viel um das Kind, das nachkam, gekümmert. Jetzt in der Fin-steris, in der Totenstille, da sie beide gottesgedenallein auf dem hohen, kahlen, kalten Berge saßen, kam ihm ein eigenes Gefühl an. „Die — die Julia, die mußt retten! Heimbringen mußt sie, Sorge mußt zu ihr tragen!“ redete es in ihm. Unwillkür-lich legte er die Arme um sie. Dann fiel ihm ein, daß sie da nicht bleiben konnten. „Eine Stelle müssen wir suchen, wo wir ausruhen können“, sagte er. Dann stand er auf, führte die Juli-ana und suchte einen Unterschlupf. Er fand einen überhängenden Felsen, wo das Erdreich bloßlag und weder Wind noch Schnee hindurchdrang. „Wie eine Stube ist es da“, sagte das Kind, als sie sich niederließen, und dann kam ihm das Leid wieder. „Jesus Maria, der Vater und die Mutter, wo sind sie?“ schluchzte es. Der Gerold verbiß die Zähne, das Flennen war ihm so nah, daß es ihn würgte. Aber er zog die Juliana zu sich nie-der, daß sie auf seine Knie zu sitzen kam. Den Rücken vom Felsen gestützt, hielt er sie in beiden Armen und noch weinend lehnte sie sich an ihn. So saßen sie lange, sprachen nicht, at-meten schwer und verschluckten Tränen. Endlich bezwang sie die Müdigkeit und die Bergtotenstille. Der Kopf kam dem Gerold ins Nacken, auch die Juliana schlief ein. So lagen sie in der wilden, öden und verlorenen Höhe.

Die Nacht verging, während sie schliefen; ein eiskalter Luftzug weckte sie. Sie fröstelten beide und als sie um sich sahen, war alles weiß und Flocken wirbelten außerhalb ihres Schlupf-winkels. „Schnee“, entfuhr es der Juliana.

Schluß folgt.

Viebesgaben.

Gaben für die Altar- und Kanzelbekleidung der Kirche in Timbo.

(Fortsetzung).

a) Von der Jugend: Anna, Ida, Marie, Albert Bertram je 0\$500. Gustav und Albert Pawlowski je 0\$500.

b) Von Verheirateten: Wilhelm Maaß 1\$, Albert Klitzke 0\$500, Wilhelm Schmidt 5\$, Karl Jarling 1\$, Hermann Krüger 1\$, August Köpfe 1\$, Albert Jitner 1\$, Ungenannt 2\$, Frau Gordina 2\$, Adolf Pawlowski 1\$, Hermann Blödnorn 1\$, Hermann Gordina 1\$, Hermann Hackbart 1\$, Lehrer Marold 1\$, Frau Albert Streh 5\$, Friedrich Klug 1\$, Mathilde Jitner 1\$, Frau Spieß 2\$500, Helmut Streh 1\$, Albert Hardt 1\$, Bruno Scheidemantel 1\$, Friedrich Kannenberg 1\$, August Kati 0\$500, Ungenannt 0\$400, August Klitzke II 1\$, Wilhelm Dopke 1\$, Hermann Klitzke 2\$, Hermann Maier 1\$, Karl Kannenberg (I. II.) 1\$. Gesamtsumme 212\$800.

Zur Beschaffung einer zweiten Kirchenglocke in Blumenau spendeten von den Konfirmanden des Jahrgangs 1911:

Richard Koch 1\$, Rudolf Hackländer 1\$, Erwin Hiendlmayer 1\$, Hellmuth Viehmanz 0\$200, Leopold Reif 0.500, Gustav Türling 0\$400, Richard und Edmund Teske 0\$500, Hellmuth Schreiber 1\$. Viktor Krüger 1\$, Fritz Holek 3\$, Karl Müller 0\$200, Erich Sprengel 3\$. Erwin Mahne 1\$, Heinrich Beck 1\$, Ferdinand Anlauf 0\$300, Walter Kirsten 0\$500, Oskar Schütz 1\$. Rudolf Huscher 2\$, Oskar Schreiber 1\$, Kurt Langershausen 1\$, Rudolf Dittich 0\$500, Rudolf Ebert 1\$, Max Ebert 1\$, Alfred Hering 1\$, Otto Schulz 1\$, Fritz Strobel 1\$, Erwin Hering 1\$, Oswald Pahl 1\$, Viktor Schreiber 2\$, Viktor Jansen 1\$, Richard Blesener 1\$, Georg Rödel 1\$, Gustav Abry 1\$, Bernhard Scheidemantel 1\$. Von den Knaben 35\$100.

Gertrud Greßmühl 1\$, Berta Brandes 1\$, Hedwig Richter 1\$, Maria Deefe 1\$, Ella Behmuth 1\$, Olga Geiser 1\$, Gertrud Kinder 1\$, Lydia Heringer 1\$, Frida Bothe 0\$500, Edith Engicht 0\$500, Helene Stange 1\$, Elfe Meßger 1\$, Marta Bonnemajou 2\$, Elie Specht 2\$, Marta Wenderlich 1\$, Elise Schönan 1\$, Emma Both 1\$, Emma Jenichen 0\$400, Hildegard Altenburg 2\$, Frida Kiepke 1\$, Rosa Strobel 1\$, Marie Böllwock 1\$, Luise Kaun 1\$, Alara Schneider 1\$, Gertrud Blohm 2\$, Frida Mantau 0\$500, Johanna Biegung 1\$, Gertrud Behmuth 1\$, Paula Budag 1\$, Helene Roths 0\$500, Hermine Eger 0\$500, Brunhilde Westarp 1\$, N. N. 1\$. Von den Mädchen 33\$900. Gesamtsumme 69\$.

Im Jahre 1910 hatte der Glockenfonds eine Höhe von 187\$080. Mit den Zinsen (6\$920) und der diesjährigen Sammlung (69\$) hat der Fonds eine Höhe von 263\$ erreicht.

Allen Konfirmanden, die hierzu gespendet haben, dankt herzlich
Pfarrer W. Mummelthay.

Für die Vollendung der evangelischen Kirche in Itoupava gingen bis zum 15. Juli ferner ein von: August Setter 10\$, Leonhard Otto jun. 10\$, Karl Hensel 20\$, Albert Fritzke 15\$, Karl Baumann 20\$, Wilhelm Rückert 10\$, Karl Mikowiet (Benedicto novo) 10\$, Ernst Jensen 5\$, Nikolaus Zeifen 25\$, Karl Bagel 20\$, Emil Hardt 15\$, Johann Bauer sen. noch 5\$ (als Sandfuhrenablösung), Johann Schulz 500 Manersteine.

Für die Heidenmission von Johann Bauer sen. 1\$.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, den 6. August, vorm. 10 Uhr, Tagung des deutschen evangelischen Gemeindeverbandes für Santa Catharina in der Kirche zu Blumenau; abends 6 Uhr Festgottesdienst.

Sonntag, den 13. August, Gottesdienst in Belha-Tiefe, darauf Gemeindeversammlung.

Sonntag, den 20. August, Gottesdienst in Blumenau.

Sonntag, den 27. August, Gottesdienst in Belchior, darauf Gemeindeversammlung.

Sonntag, den 3. September, Gottesdienst in Blumenau.

Sonntag, den 10. September, Gottesdienst in der Garcia.

Sonntag, den 17. September, Gottesdienst in Blumenau.

Sonntag, den 24. September, Gottesdienst in Gaspar, darauf Gemeindeversammlung.

Jeden Montag, nachmittags von 2—3 Uhr, Religionsunterricht in der Kirche zu Blumenau.

Pfarrer Mummelthay.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, den 6. August, Gemeindegtag in Blumenau.

Sonntag, den 13. August, Gottesdienst in Itoupava Rega, mittlere Schule.

Sonntag, den 20. August, Konfirmation und heiliges Abendmahl in Massaranduba, Schule bei Witte.

Sonntag, den 27. August, Gottesdienst in Itoupava, darauf Unterredung mit der konfirmierten Jugend; nachm. 2 Uhr Kindergottesdienst.

Sonntag, den 3. September, Gottesdienst in Fidelis, darauf Unterredung mit der konfirmierten Jugend.

Sonntag, den 10. September, Gottesdienst in Itoupava Rega, mittlere Schule.

Pfarrer Gabler.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, den 6. August, Gemeindegtag in Blumenau.

Sonntag, den 13. August, Gottesdienst in Benedicto novo (Morauer).

Sonntag, den 20. August, Gottesdienst in Cedro alto.

Sonntag, den 27. August, Gottesdienst in Rio Abda.

Sonntag, den 3. September, Gottesdienst in Timbo. Darnach Singen mit den Konfirmanden. Nachmittags 3 Uhr Gottesdienst in der Obermulde.

Sonntag, den 10. September, Gottesdienst in Carijos. Darnach Singen mit den Konfirmanden. Nachmittags 2 Uhr Gottesdienst in Indapal-Sandweg.

Sonntag, den 17. September, Prüfung und Einsegnung der Konfirmanden in Santa Maria. Zum Anschluß daran heiliges Abendmahl.

Sonntag, den 1. Oktober, Prüfung und Einsegnung der Konfirmanden in Benedicto novo (Schule bei Clemenz Kreßschmar). Zum Anschluß daran heiliges Abendmahl.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Florianopolis.

Sonntag, den 6. August, Gemeindegtag in Blumenau.

Sonntag, den 13. August, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.

Sonntag, den 20. August, 9 Uhr, Kindergottesdienst in Florianopolis, 10 Uhr, Gottesdienst in Santo Amaro.

Sonntag, den 27. August, 9 Uhr, Gottesdienst in Florianopolis.

Pfarrer von Gehlen.

Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, den 6. August, Gemeindegtag in Blumenau.

Sonntag, den 3. September, Gottesdienst in Badensfurt, nachm. Jugendunterricht.

Sonntag, 10. September, Gottesdienst in Itoupavazinha.

Pfarrer Radlach.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, den 6. August, Gemeindegtag in Blumenau.

Sonntag, den 13. August, Konfirmation und heiliges Abendmahl in Rio da Luz.

Sonntag, den 20. August, Konfirmation und heiliges Abendmahl in Rio Cerro.

Pfarrer Bürger.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, den 6. August, Gemeindegtag in Blumenau.

Sonntag, den 13. August, Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 20. August, Konfirmation und heiliges Abendmahl in Itajahy.

Sonntag, den 27. August, Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 3. September, Gottesdienst in Brusque.

Sonntag, den 10. September, Gottesdienst in Brusque.

Pfarrer Hobus.

Verantwortlicher Schriftleiter: W. Mummelthay.

Druckerei des Urwaldboten Blumenau, Santa Catharina, Brasilien.